

(Nachdruck verboten.)

201

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Grüß ihn und vergiß nicht, ihm zu sagen, daß mein Junge ein Prachtbengel ist. Meiner Frau ginge es gut und sie nähere das Kind selbst.“

„Schön, bon, adieu.“

Er eilte nicht besonders und spielte in seinem Stammcafé an der Karlstraße erst noch zwei Partien Billard, wobei er vier Mark und die Billardkosten verlor. Dann machte er sich mißgelaunt auf den Weg.

Wenn er sich die Sache recht überlegte, so war dieser Auftrag nicht viel mehr und viel weniger als der eines Dienstmannes. Ein jammervolles Dasein! Erst vor dem Gefängniß vergaß er seine schlechte Laune. Als er nach Herrn Kreiser fragte, wurde der unhöfliche Beamte am Thor plötzlich von ansgefrachter Artigkeit, musterte den Agenten wie ein fremdes Wunderthier und führte ihn sogleich zu einem höheren Macht-haber. Auch der war von einer ganz unglaublichen, nie dagewesenen Zuverlässigkeit und gab Anweisung, den Herrn in das Besuchzimmer zu führen, in dem Herr Kreiser gleich erscheinen sollte. Der Agent machte ein dummes und erstauntes Gesicht und kam zu dem Schlusse, daß der alte Kreiser ein Muster-exemplar von Gefangenen sein müsse. Aber es war fast beängstigend für ihn, daß auch der Schreiber von seiner Arbeit aufblickte und ihn wie ein seltenes Wesen betrachtete. Sollte er selbst vielleicht irgendwo, irgendwann etwas peccirt haben? Keines Menschen Gewissen ist absolut rein, und in der Höhle des Bösen wächst die Erinnerung an unvorsichtige Worte und unüberlegte Thaten riesengroß.

Er war froh, als endlich die Thür aufging und der alte Kreiser erschien. Der Agent erinnerte sich seiner sehr wohl, da er wiederholt im Auftrage der Tante des Ateliers wegen mit ihm unterhandelt hatte, aber er fand, daß der Photograph in seinem ganzen Dasein nie so brillant ausgesehen habe als jetzt. Nach einem immer bewegten und meist recht sorgenreichen Leben waren dem die anderthalb Jahre Ruhe vor-trefflich bekommen. Die Nachricht, daß Neunhagen gut aufgehoben sei, habe ihm die letzte und einzige Sorge genommen, und sein Gefangenenergab sich je mit so gutem Humor, ja mit solcher Zufriedenheit in sein Loos. Er saß in der Ruhe über neue Erfindungen nach und wußte einen Pastor, der die Gefangenen bisweilen besuchte, für eine derselben lebhaft zu interessieren. Es handelte sich darum, beim Druckerjunge die gebrauchlichsten und am häufigsten vorkommenden Worte, wie „der, die, das, und, sie, er, nicht u.“ in ganzer Form zu gießen, sodas der Seher zum Beispiel bei dem Worte „nicht“ statt fünf einzelnen Lettern sogleich das ganze Wort in den Satz fügen könnte.

Der arme Pastor war von diesem Plane ganz begeistert, obwohl er von Druckerlettern und Schriftsorten keinen Schimmer hatte. Er besuchte zwecks näherer Besprechung Herrn Kreiser häufig und verwendete all seinen Einfluß darauf, daß derselbe eine möglichst gute Behandlung erfuhr. In einer weichen Stunde machte Herr Kreiser dem Pastor diese Idee zum Geschenk, der das aber nur zur Hälfte annahm und den Nutzen redlich zu theilen versprach. Der Pastor nahm dann in verschiedenen Ländern Patente darauf und verlor dabei einen beträchtlichen Theil seines kleinen Vermögens.

Herr Kreiser war der nüchternste und anspruchloseste Mensch von der Welt, so daß er hier mit allem zufrieden war und bei diesem netten und aufregungsfreien Leben ordentlich rund und behäbig wurde. Er hätte sich vielleicht nimmermehr fortgesehnt, wenn ihm nicht gestern die unglaublichste Botschaft gebracht worden wäre, die je durch Blößensees Thore hereinwanderte.

Es war ein Herr mit zwei Pferden vorgefahren, hatte sich dem Direktor vorgestellt, war von diesem in höchst eigener Person zu Herrn Kreiser geführt worden, hatte gefragt, verglichen, die Identität festgestellt und ihm darauf zunächst einmal die Eröffnung gemacht, daß Herrn Kreiser's Bruder am 17. Januar zu Independence, Iowa, U. S., gestorben sei.

„Schreck, Ueberraschung und Glück können ihn eventuell tödten“, hatte der Direktor zu dem fremden Herrn liebevoll

warnend gesagt, und um diesen Fall zu verhindern, wandte der Fremde das Rezept an, tropfenweise seine Mittheilung vorzubringen.

„Tobt!“ Herr Kreiser war bewegt. Dieser Tangenichts von Bruder hatte sich in Glück und Reichthum drüben nie mehr um ihn gekümmert, aber der Photograph dachte an die ferne Zeit, wo sie zusammen Pläne schmiedeten und großartige Erfindungen vorbereiteten. Der Bruder hatte immer die Sahne abgehöpft und ihn elend sitzen lassen, aber schließlich hatte Herr Kreiser ihn doch lieb gehabt.

Er wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und da die Herren, um diese Trauer zu ehren, eine Pause gemacht haben, so kam er jetzt dazu, sich erstaunt zu fragen, weshalb dieser Fall ihm so zeremoniös und großartig gemeldet wurde. Für gewöhnlich nahm man in Blößensee doch nicht gar so arge Rücksichten. Jedenfalls handelte es sich um die Erbschaft, um eine wahrscheinlich und hoffentlich gute Erbschaft, und er gab diesem Gedanken jetzt Ausdruck: „Mein Bruder hat wohl — hat wohl Geld hinterlassen?“

„Stimmt,“ sagte der fremde Herr.

„Viel?“

Der Fremde strich mit dem Nermel über seinen Zylinderhut und entgegnete vorsichtig: „Viel! Was heißt viel? Was für Leute wie Rothschild wenig ist, erscheint andern wahrscheinlich als viel und umgekehrt. Indessen, in diesem besonderen Falle würde ich sagen: Ja. Viel. Bedeutend.“

„Hm.“ Herr Kreiser wurde etwas blaß. „Für mich?“

„Ganz recht. Da andere Erben nicht vorhanden sind.“

Hier konnte sich der Direktor, der das interessante Gespräch gespannt verfolgt hatte, nicht mehr halten und platzte heraus: „Fünf Millionen, baar.“

Und ach, wie liebevoll geleitete er den schwankenden, wankenden Herrn Kreiser nach der Bank an der Wand! Wie feierlich war die Stille, die nun folgte, und welch' rührendes Bild: Dieser einfache alte Herr in dem magereu Stübchen, grau gekleidet, ganz still, ganz schwach — ein Mann, der in zwei Monaten und drei Tagen nur noch von Austeru und gutem altem Burgunder leben wird.

Selbst der Fremde, Herr Seegert von der Deutschen Bank, empfand die eigenthümliche Stimmung dieser Szene und war etwas gerührt.

Als die erste große Ueberraschung vorüber war, kam er auf das Geschäftliche eingehender zu sprechen: auf den Dollarkurs, und daß man gut thue, einstweilen die amerikanischen Papiere nicht in europäische umzuwandeln, auf die Regelung der Hinterlassenschaft, Stempel, Steuer und was damit zusammenhängt. Natürlich sagte Herr Kreiser zu allem Ja und Amen, der Fremde schüttelte ihm die Hand, der Direktor hatte beim Hinausgehen einige freundliche ermunternde Worte — dann war Herr Kreiser allein. Das heißt nur auf wenige Minuten. Der Wärter kam, der andere Wärter kam, alle Wärter kamen. Jeder wollte wissen, was los gewesen sei, und jeder einzelne war dann sprachlos. Nie wurde jemand, soweit es die Verhältnisse erlaubten, mehr geehrt als an diesem und allen folgenden Tagen Herr Kreiser. Ob er heute eine Kotelette mit Spargel oder nicht? Schließ er auf einem Federkissen oder nicht? Hatte er zu Abend ein Glas mit warmem Wasser vor sich stehen, oder was war sonst darin? Nein, alles das ist schwer zu beantworten, und er hat solche für Blößensee unpassende Dinge vielleicht auch nur geträumt.

Ganz zitternd und verwirrt schrieb er an seinen Sohn, und der Brief wurde auch sogleich freigegeben und zur Post befördert. Die ganze Nacht konnte Herr Kreiser nicht schlafen, was indessen auch Schuld des warmen Wassers sein mochte.

Aber an stelle Richards war nun, wie gesagt, der Agent in Blößensee erschienen und legitimirte sich dem Alten gegenüber durch dessen eigenen Brief.

Sie saßen einander gegenüber, und Herr Kreiser sprach erst nicht. Er war betrübt, daß sein Sohn nicht selbst gekommen sei, denn mit einer ganz kindischen Freude hatte er dieser Szene entgegengesehen. Nun auf einmal, da er zu Reichthum und Ehren gelangen sollte, hätte er seinen ihm längst fremd gewordenen Jungen an die Brust ziehen mögen und etwa sagen: „Siehst du, nun gehören wir wieder zusammen. Nun dürfen wir zusammengehören wie die reichen

Leute und brauchen nicht mehr jeder seinen eigenen Weg mühsam zu suchen. Nun kann ich dich glücklich machen und lasse dich nie mehr von mir.“ Die ganze vergessene Liebe war wach geworden, und bei all' dem vielen Gelde dachte er nur an Richard und Nemmen. Er hätte deutlicher schreiben sollen, aber gerade auf die Ueberraschung hatte er sich so sehr gefreut.

Zu dem „armen, gefangenen“ Vater kam Richard also nicht. Noch gestern hätte der Alte ihm das nicht im geringsten verübelt, denn schließlich hatte der Junge zu thun und keine Zeit übrig. Heute aber war dieses Nichtkommen der erste Vermuthstropfen in den Becher des Glücks. Vielleicht macht der Reichtum sentimental, und in dem Augenblicke, wo wir anfangen, Wohlthäter spielen zu können, verlangen wir, daß die künstigen Empfänger unserer Gaben uns gerührt und höflich begegnen. Geben, sagt das Wort, ist seliger als Nehmen. Ganz recht. Denn der Geber spielt eine angenehme und große Rolle, die bis ins Herz hinein warm macht und eine außerordentliche Hochachtung vor uns selbst in uns erweckt. Das Nehmen hingegen ist nicht immer eine erfreuliche Sache und thut oft sogar bitter weh. Man könnte darüber ein lauges Kapitel schreiben, aber die Quintessenz dieser Weisheit ist bereits in dem anderen Worte zusammengefaßt, demzufolge die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thut.

(Fortsetzung folgt)

Beiflose Blumen.*)

Am dem bedeutenden Aufschwung, welchen alle Gebiete des Gartenbaues in den letzten drei Jahrzehnten genommen haben, ist die Blumenzucht nicht an letzter Stelle theilhaftig. Das Gesamtgebiet der Gärtnerei ist schon lange in einem Geschäftsbetrieb gar nicht mehr zu bewältigen. Die früher überall vorhandenen vielseitigen Gartenbau-Etablissements sind deshalb mehr und mehr verschwunden und an ihrer Stelle Spezialgärtnereien zu hoher Blüthe gelangt. Die intelligentesten Gärtner haben sich vorzugsweise der schönen Gartenkunst, d. h. der Landschaftsgärtnerei, dann auch den Blumenkulturen und dem Baumschulbetrieb zugewendet, und auf diesen Gebieten hat sich der deutsche Gartenbau mächtig entwickelt, während dem Gemüse und namentlich dem Obstbau eine bessere Entwicklung zu wünschen wäre. Speziell Blumenzucht und Blumentreiberei sind in kurzer Zeit zu einer Bedeutung gelangt, die jedem, der sich nur flüchtig mit ihrem Entwicklungsgang beschäftigt, Verwunderung abringen muß.

Auf dem Gebiete der Blumentreiberei haben die Gärtner die größten Hindernisse zu überwinden gehabt, sie hatten mit der Ungunst des deutschen Winters und mit der Konkurrenz gegen die von einem ewig sonnigen Himmel begünstigten Blumenzüchter der Riviera und Oberitaliens zu kämpfen. Ohne das künstliche Mittel eines Schutzglasses hat deutsche Intelligenz die scheinbar gewaltige Konkurrenz des Südens fast völlig besiegt. In diesem Winter haben die Importblumen zum ersten Mal alle Bedeutung verloren, sie werden in den Großstädten nur hier und da noch von Straßenhändlern angeboten, in den feinen Blumengeschäften gelangen aber fast ausschließlich nur noch deutsche Schnittblumen zur Verarbeitung, die sich durch Frische und Vollendung vortheilhaft von den Importblumen unterscheiden. Jede Hausfrau, die Salon und Tafel mit frischen Blüten zu schmücken pflegt, vermag die deutsche Blume von der Importblume sofort zu unterscheiden.

Die Ende Januar in Diegnitz abgehaltene zweite Winter-Gartenbau-Ausstellung hat den Tausenden, die sie besuchten, wieder einmal in treffender Weise gezeigt, wie artenreich die Pflanzen sind, die selbst der Gärtner in der Provinz mitten im Winter zu voller Florentzaltung bringen kann. Blüten, die wir früher nur zu ganz bestimmten Zeiten sahen, die oft Symbole einzelner Monate waren, wie Märzveilchen und Maiglöckchen, sind jetzt Alltagsblumen geworden, der Flieder entfaltet während des ganzen Winters tausende von Blüten in den Glashäusern und die Rose, die Königin der Blüten und des Gartens, läßt sich an jedem Tag des Jahres mit Bechlichkeit frisch geschnitten beschaffen.

In neuester Zeit nimmt die Blumentreiberei nach einer bestimmten Richtung hin einen großen Aufschwung, dessen zukünftige Bedeutung sich gegenwärtig noch gar nicht abschätzen läßt. Früher sind all die großen Erfolge in der Winterkultur von Frühlings- und Sommerblumen in der Hauptsache durch Einwirkung hoher Wärme erzielt worden. Im Laufe der Jahre hat man durch Prohibiren genau festgestellt, welche Pflanzen sich durch Einwirkung mehr oder weniger hoher Wärmegrade um ihren Winterschlaf betragen lassen. Diese Versuche waren keineswegs so einfacher Natur, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, da sich nicht nur die Vertreter einer einzelnen Pflanzengruppe, sondern auch die von ein und derselben Art abstammenden, oft sehr zahlreichen Sorten

unter dem Einflusse künstlicher Wärme höchst verschiedenartig verhalten. Eine Pflanze wächst, warm gestellt, gleichsam über Nacht und gelangt rasch zu herrlichem Flor, während eine andere nicht von der Stelle geht oder gar absterbt. So unterscheidet man bei Hyazinthen, Tulpen, Azaleen und anderen früh, spät und gar nicht treibbare Sorten, unter den Rosen giebt es auch nur wenige, die sich als Treibsorten eines guten Rufes erfreuen, und viele Pflanzen sind überhaupt erst nach sehr unständlicher Vorkultur treibbar. Manche Pflanze muß schon im Hochsommer durch entsprechende Behandlung vorzeitig zur Ruhe gebracht werden, damit sie sich im Winter dem zweifellos barbarischen Verfahren des Treibens unterziehen läßt.

Frühlingsblumen im Winter sind uns seit Jahren alltägliche Erscheinungen, an welchen wir uns zwar immer und immer wieder erfreuen, die wir aber nicht mehr als Absonderlichkeiten anstaunen. Vom Oktober bis zum Mai gehören die lieblichen Maiglöckchen zu den häufigsten Blüten des Blumenmarktes, vom Sommer bis zum Herbst fehlten sie aber bisher, und es erregte deshalb nicht geringes Erstaunen, als sie zu diesen Jahreszeiten in den Großstädten plötzlich aufstanken. So führte im August vorigen Jahres auf der großen Hamburger Gartenbau-Ausstellung ein Handelsgärtner hunderte in vollem Flor stehende Maiblumen vor, die ungetheilte Bewunderung erregten. Die Erzielung dieser Blüten zu so ungewöhnlicher Jahreszeit wird durch ein Verfahren erreicht, das im direkten Gegensatz zur Blumentreiberei steht, durch die künstliche Zurückhaltung. Die Treibeime der Maiblumen bleiben bis kurz vor Beginn der Frühlingsvegetation im Freien, dann aber werden sie in Eiskeller gebracht, wo sie sich gleichsam über den Stand der Jahreszeit hinwegtäuschen und bis zum Juli und August in völliger Ruhe zurückhalten lassen. Holt man zu dieser Jahreszeit schließlich die Maiblumen hervor und bringt sie unter Glas, so gelangt das lange zurückgehaltene Wachstum mit voller Macht zum Durchbruch, und in überaus kurzer Zeit stehen die Pflanzen bereits im üppigsten Flor. Zu Berlin und Hamburg, wo Treibmaiblumen zu vielen Millionen selbstmäßig angebaut werden, wird das Verfahren der künstlichen Zurückhaltung bereits im Großen ausgeübt, und die zurückgehaltenen Maiblumen bilden als „Eiskeime“ einen wichtigen Handelsartikel. Die künstliche Zurückhaltung der Pflanzen durch Eislagerung, deren erste Versuche schon vor Jahren ausgeübt wurden, hat sich eine Hamburger Firma patentiren lassen. Neuerdings hat diese Firma einen Hamburger Maiblumenzüchter, der gleichfalls „Eiskeime“ anbot, wegen Nichtbeachtung der patentgesetzlichen Bestimmungen verklagt und anderen Gärtnern Warnungen mit Klageandrohung zukommen lassen. Im ersten Termin ist die klägerische Firma kostenpflichtig abgewiesen worden; ein zweiter Termin findet am 22. d. Mts. statt. Die Gemeindevorstände der Vierlande bei Hamburg haben sich jetzt der Sache angenommen und bei den Gemeindevertretungen Anträge auf Bewilligung von einem Fünftel der Kosten zu einem juristischen Gutachten behufs Nichtigkeitsklärung des Patentes auf die Konservirung der Maiblumenkeime durch Eislagerung gestellt. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Nichtigkeitsklärung des Patentes ausgesprochen wird und ein Kulturverfahren, das für den Gartenbau von hohem Nutzen werden kann, nicht einer einzelnen Firma vorbehalten bleibt, der doch bekannt sein mußte, daß dies Verfahren verkehrsweise schon seit Jahren von den verschiedensten Firmen des In- und Auslandes ausgeübt wurde.

Neben den Maiblumen ist die künstliche Zurückhaltung bis jetzt mit größtem Erfolg auch bei verschiedenen japanischen Lilienarten durchgeführt worden. Die Zentralstellen für diese Art der Lilienkultur, durch welche die Blüthezeit der edlen Blume in den Spätherbst und Winter verlegt wird, sind Frankfurt a. M., Gießen und Berlin. Es erregte nicht geringes Aufsehen, als im verfloffenen Spätherbst plötzlich große Massen von Lilienblüthen, die man bisher nur im Frühling und Sommer zu sehen gewohnt war, auf dem Blumenmarkt aufstanken. In Süddeutschland waren es die Blüten der prächtigen Asie (*Lilium speciosum*) und ihrer Abarten, in Norddeutschland diejenigen der großen Goldhandlilie (*Lilium auratum*), die bis in den Januar hinein den Blumenmarkt beherrschten. Die Zwiebeln der erstgenannten Art kommen im Herbst aus Holland, diejenigen der letztgenannten werden direkt aus Japan importirt. Die Zwiebeln werden nicht sofort gepflanzt, sondern bis zum Frühling in kühlen Kellern gelagert, dann in Eiskeller gebracht, wo sie bis zum Juni verbleiben, worauf man sie einpflanzt, die bepflanzen Töpfe bis zum Eintritt frostiger Witterung im Freien läßt und dann in heizbaren Treibhäusern dicht unter Glas aufstellt. In einer Gärtnerei in Gießen werden gegen 30 000 Lilienzwiebeln auf den Kühlröhren einer Kälte-Erzeugungs-Anlage zurückgehalten, theils an andere Gärtner, vorzugsweise nach Frankfurt, verkauft, theils selbst zum Blühen gebracht. Als ich anfangs Dezember v. J. diese Gärtnerei besuchte, standen große Treibhäuser, gefüllt mit blühenden Lilien, deren ganzer Ertrag von einer Export-Blumenhandlung in Frankfurt übernommen wurde.

In den nächsten Jahren werden zweifellos in der Zurückhaltung schönblühender Pflanzen noch weitere, ausgedehntere Versuche angestellt, die zu den besten Erfolgen führen dürften. Wir können es ja vielfach, vorzugsweise im Gebirge, beobachten, wie der Eintritt des Frores durch Temperaturunterschiede hinausgeschoben wird. Der Frühling, der sich bei uns im Thale schon früh im März, in

*) Aus der „Frankfurter Zeitung“.

milden Wintern wie dem gegenwärtigen schon jetzt im Februar meldet, steigt nur langsam auf die Berge. Wenn die Laubwälder am Fuße der Alpenriesen schon in jungem Grün prangen, herrscht in den Regionen der Baumgrenze und höher hinauf noch tiefer Winter. Wer im Juni und Juli Wanderungen im Hochgebirge unternimmt, der erlebt einen neuen Frühling; er sieht dort vielfach die gleichen Blumen erblühen, die ihm im Thale bereits im Februar und März den Einzug des Lenzes verkündeten. —

Max Hessebörffer.

Kleines Heuiletou.

t. Wodurch tritt der Tod bei elektrischen Schlägen ein? Diese Frage wurde anlässlich der dauernden Vermehrung der Unglücksfälle durch den elektrischen Strom von zwei englischen Forschern, Oliver und Bolam, untersucht. Es bestanden bisher zwei verschiedene Ansichten über die eigentliche Todesursache. Der bekannte französische Biologe Dr. Arsonval schreibt den Tod dem plötzlichen Stillstande der Athembewegung zu, während die zweite Ansicht denselben auf die Aufhebung der Herzthätigkeit zurückführt. Nach der Erscheinung der inneren Organe, wie sie bei einem durch die Elektrizität Erschlagenen gefunden werden, könnte man an einen Tod durch Ersticken glauben, andere Erscheinungen aber deuten wieder darauf hin, daß die Athmung nicht in erster Linie durch den elektrischen Schlag betroffen wird. Zwischen diesen beiden Ansichten mußte nun durch Versuche entschieden werden, bei denen ein starker Wechselstrom benutzt wurde. Das Ergebniß lautet dahin, daß der „elektrische Tod“ durch den Stillstand der Herzbewegung erfolgt. Bei einigen Versuchen schien der Tod freilich durch eine gleichzeitige Aufhebung der Athmung und der Herzthätigkeit einzutreten, in den meisten Fällen aber war es mit genügender Deutlichkeit zu erkennen, daß das Herz das zuerst beeinflusste Organ war, denn die Athmung dauerte noch kurze Zeit regelmäßig fort, wurde dann unregelmäßig und schwach, um schließlich aufzuhören. Es ist anzunehmen, daß nur bei sehr hohen Stromstärken das Herz und die Athmung gleichzeitig stillstehen. Niemals wurde ein Fall beobachtet, in welchem die Athmung früher aufgehört hätte als der Herzschlag. Aus diesen Versuchen folgt, daß ein Wiedererwecken aus einem Scheintode nach elektrischen Schlägen weit schwieriger ist, als wenn die Todesursache von einer Athmungsstörung herrühren würde. Es ist übrigens zu bemerken, daß schon 1895 von einem Amerikaner Lewis Jones ähnliche Versuche gemacht wurden, bei denen aber ein elektrischer Gleichstrom angewandt wurde. — Aus Philadelphia wird gerade ein merkwürdiger Todesfall dieser Art gemeldet. Ein Mann hatte sich bei Regenwetter vor ein Schaufenster gestellt und zwar zufällig auf einen im Trottoir anverbrachten Eisenbedel eines Keller-raumes. Der Stahlstock seines Regenschirms kam mit der Vogel-lampe über dem Fenster in Berührung, der Strom sprang über, und der Mann war sofort todt. —

Literarisches.

g. b. Max Bittrich, Neue Spreewald-Geschichten. Leipzig, G. H. Meyer. — Voreist muß anerkannt und festgestellt werden, daß der Verfasser ein kräftiges, gesundes Talent ist und über eine urwüchsige Erzählergabe verfügt; dann werden die folgenden Zeilen weniger herb klingen. Noch reicht seine Kraft für die Höhe der Leidenschaft nicht aus, noch verwehelt er Sentimentalität mit Poesie. Ueberall drängt sich die Sittenschilderung vor und läßt die Figuren in den Hintergrund treten, die Ausführung der Vorwürfe vernachlässigen. So ist alles noch im Nothen geblieben, „Erdgeruch“ sogar vollkommen mißlungen. Nur „Héro und Leander“ hebt sich heraus; mich dünkt, noch ein paar lähne, kräftige Striche und es wäre zum Kunstwert geworden. —

— Von der großen Kant-Ausgabe, die die Berliner Akademie vorbereitet, sollen zunächst die beiden Bände veröffentlicht werden, die den Briefwechsel Kant's umfassen. Diese beiden Bände werden die dritte Abtheilung des ganzen Werkes bilden; die erste Abtheilung wird in etwa 9 Bänden die Werke Kant's enthalten, in der zweiten Abtheilung wird zum ersten Mal vollständig der handschriftliche Nachlaß Kant's geordnet nach sachlichen Gesichtspunkten in 5 bis 6 Bänden veröffentlicht werden; in der vierten endlich will die Akademie das Wissenswürdige aus Kant's Vorlesungen in etwa 4 Bänden nach den zahlreichen vorhandenen Nachschriften mittheilen. —

Kunst.

— Hl. Im Kunstsalon von Keller und Reiner haben gegenwärtig die „Dachauer“ eine Ausstellung veranstaltet. Ludwig Dill, der bedeutendste unter ihnen und einer der besten deutschen Landschaftler überhaupt, hatte sich zuerst aus der Stadt zurückgezogen und in Dachau in der Nähe von München niedergelassen, um dort in stetem Verkehr mit der Natur ganz seiner Kunst zu leben. Ihm sind vier andere Maler gefolgt. Dill ist bekannt geworden durch seine Bilder aus Venedig und Holland. In der Münchener Pinakothek hängt ein Bild von ihm aus Venedig, ein Kanal, über den eine Brücke führt. Es sind frische, volle Farben darin, ein tiefes Grün in dem Wasser, ein weiches, schönes Roth in den Steinen des Brückenbogens. In dem veränderten Milieu der Dachauer Gegend aber hat Dill's künstlerische Art große Wandlungen erfahren. Die Motive giebt ihm

jetzt das „Dachauer Moos“. Es ist ein Moorland, sanft gewellt; in den Gründen liegen die tiefbraunen Torfstübe und feuchte Sümpfe, stehen braungelbe und bläulich-weiße Sumpfbäume, hie und da ein paar Baumgruppen, Föhren, Birken und Weiden. Dichte Dunstluft, ein ewig grauer Himmel lagert auf der Erde. Die Silhouetten dieser Bäume zerfließen in dieser Luft, die farblichen Härten sind aufgelöst, ein feines Grau ist allen Farben beigemischt. Das sind die Elemente von Dill's Landschaften. Die Luft schwebt in ihnen fühlbar um die Dinge und giebt ihnen einen zarten blaugrauen Ton. Er wählt die Stimmungen, in denen die Luft den stärksten Einfluß auf die Farbe der Natur hat, die Abenddämmerung, wenn in die herniederfallenden Schatten sich noch ein leises Rothgrau vom scheidenden Tage mischt, die Nebellandschaften, den Spätherbst und den scheidenden Winter mit seiner schwerfeuchten Luft und dem thauenden Schnee. Es ist immer dieselbe Stimmung, die in diesen Bildern in originellen Variationen wiederkehrt. Der Natur Dill's fehlt die feste Körperlichkeit; sie ist traumhaft unwirklich, von einer einschmeichelnden melancholischen Poesie. Dill hat sich eine eigenartige Technik geschaffen. Er legt oft den Grund in Aquarellfarben und giebt mit ihnen den feuchten Schmelz der Dunstluft wieder, er bedient sich der weichen Töne des Pastells, um die düstigen verschwimmenden Linien der Baumkronen zu malen, und an einzelnen Stellen setzt er erhöhte Lichter mit Temperafarben auf. Charakteristisch für sein Schaffen ist ferner sein Streben nach Bildwirkung. Die bloße charakteristische Wiedergabe einer Naturstimmung genügt ihm nicht; er sucht durch eine bestimmte Anordnung der Zeichnung und feste Gliederung der Farben, die sich in der Regel um einen dominirenden Farbenton in seinen Abstufungen gruppieren, ein abgerundetes Bild zu komponieren. — Man könnte sich darüber wundern, daß sich der farbenfrohe Arthur Laughammer, dem es früher so viel Vergnügen gemacht hat, die Versuchungen der armen Mönche humorvoll zu schildern, Dill angegeschlossen hat. Eins der ausgestellten Bilder, „Odysseus begegnet Nausikaa“, zeigt noch die ältere Art. In seinen neuen Bildern ist er härter in der Farbe und kräftiger in der Zeichnung, aber ohne die eindringende Tiefe Dill's. Adolf Hölzel, der auch Dill's Schüler ist, ist ungünstig vertreten. Hugo König hat schöne Bilder in volleren Farben gemalt, aber es fehlt ihm wie Fritz von Uhde bisher die innere Beziehung zu der Kunst Dill's oder der Natur Dachau's. —

— Leistikow's Gemälde „Abenddämmerung an einem Grunewaldsee“ ist von dem städtischen Museum in Magdeburg für 3000 M. angekauft worden. —

Erziehung und Unterricht.

— Beseitigung des Nachmittags-Unterrichts in den höheren Schulen. Der Verein der Aerzte in Dortmund hat an die Kuratorien sämmtlicher höheren Schulen eine Eingabe gerichtet, in welcher darauf hingewiesen wird, daß die Beseitigung des Nachmittags-Unterrichts ein Segen für die Familie und auch für die Kinder sein würde. Am Schlusse der Eingabe wird zur Beseitigung des Nachmittags-Unterrichts verlangt: 1. daß die Frage von den Kuratorien und Lehrerkollegien sämmtlicher höherer Schulen erörtert werde; 2. bei den Eltern sämmtlicher Schüler der höheren Knabenschulen mittels Fragebogen anzufragen, wie sie sich zu der Sache stellen; 3. erforderlichenfalls einen Antrag auf Abschaffung des wissenschaftlichen Nachmittags-Unterrichts beim Provinzial-Schulkollegium zu stellen. —

Aus dem Thierreiche.

— Die San José-Schildlaus und die Blutlaus. Mit Bezug auf das von uns gestern mitgetheilte Schreiben des Dr. Dohrn in Stettin veröffentlicht die „Verl. Korr.“ eine Erklärung des Direktors der Geisenheimer Lehranstalt für Garten-, Obst- und Weinbau, des Oekonomieraths Goethe, in der es heißt: „Die Identifizierung der Blutlaus mit der San José-Schildlaus beweist eine Unkenntniß der Dinge, wie man sie von dem Vorsitzenden eines Entomologischen Vereins nicht hätte erwarten sollen. Die Blutlaus (Schizonoura lanigera Hausm.) gehört zu der Gruppe der Aphiden, während die San José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus Comst.) zu der Gruppe der Cocciden gehört. Die Blutlaus sieht ganz wie eine Blattlaus aus, kann ihre Füße gebrauchen und ist mit weißem Flaum bedeckt, während die San José-Schildlaus, wie schon der Name sagt, von einem Schilde bedeckt wird und, einmal festgesaugt, ihre Beweglichkeit und später auch ihre Füße verliert. Die Schädlichkeit der Blutlaus für den Obstbau wird durch die für diesen geradezu vernichtende Wirkung der San José-Schildlaus, die den ihr amerikanischerseits gegebenen Beinamen perniciosus mit recht führt, unendlich übertroffen.“ — In welcher Weise man in Amerika die gefährlichen Schildläuse bekämpft, darüber hat der „Prometheus“ unlängst folgendes mitgetheilt: Die Regierung Kaliforniens hatte 1891 die Summe von 5000 Dollars ausgeworfen, um einen jungen Naturforscher nach Australien und Neuseeland zu dem Zwecke zu senden, damit er dort die Frage studire, durch welche Insekten die dort sehr verbreiteten Schildläuse der Bäume in beständiger Minderezahl erhalten würden, während sie in Kalifornien alle Kulturen, namentlich die großartigen Drangenanpflanzungen zu vernichten drohten. Herr Albert Köbele, der bereits einen Marienkäfer (Vedalia cardinalis) aus Australien eingeführt hatte, durch den der Drangenbaum in den West- und Südstaaten vor sicherer

Bernichtung bewahrt wurde, übernahm die Aufgabe, die dahin ging, besonders die Feinde der schwarzen, rothen und der San José-Schildläuse zu studiren, und fandte im Laufe des Jahres gegen 60 000 lebende Insekten, namentlich Marienkäfer (Coccinelliden), nach Kalifornien. Von ihnen haben sich fünf Arten geballt; drei davon haben sich sehr üppig in den Fruchtgärten vermehrt, während die anderen für den praktischen Nutzen verschwunden sind. Als wichtigste neue Einführung stellten sich ferner der kleine Rhizobius ventralis und zwei noch kleinere Arten derselben Käfergattung (Rh. debilis und Rh. toowoombae) dar, die allen drei oben erwähnten Schildläusen, am meisten der schwarzen, nachstellen. Rhizobius ventralis hat sich leicht eingewöhnt und ist in ungeheuren Zahlen über die Vereinigten Staaten verbreitet worden, 30—40 000 Stück allein über Süd-Kalifornien. Man hat das Räubern und Besprengen der heimgesuchten Baumstämme ganz aufgeben müssen, weil es sich für die Käfer verhängnisvoll erwies; dennoch ist die gefährdete schwarze Schildlaus streckenweise ganz ausgerottet. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die berühmte „Harse“, die bisher in dem Forstrevier Sommerau bei Zittau stand und zur Sommerzeit von tausenden das Oberlausitzer Gebiet besuchenden Touristen aufgesucht und bewundert wurde, ist dem letzten großen Sturm zum Opfer gefallen. Die mächtige Tanne, in deren gebogenem Stamm sieben kleinere Bäume wurzelten und ihre Wipfel herzenförmig in die Höhe reckten, war schon seit Jahren abgestorben und ziemlich morsch. — Die Naturfelsenheit war gewiß vielen unserer Leser durch Illustrationen verschiedener Familienblätter bekannt. —

Astronomisches.

— Zu sehr interessanten Ergebnissen über die Entfernung und Größe der hellen Sterne des Himmels wagen, oder des großen Bären, die jetzt den nördlichen Himmel schmücken, hat eine Studie geführt, die F. Höfler in Zürich jüngst in den „Mönon. Nachr.“ gegeben hat. Sieht man von dem ersten und dem letzten der hellen Bärensterne, α und γ ab, so zeigen die hellen Glieder dieses ausgebreiteten Sternbildes so nahe übereinstimmende Bewegungen an der Himmelkugel, daß man vermuthen konnte, diese weite Gruppe heller Sterne bilde ein physisches Weltsystem, das durch eine gemeinschaftliche Ursache durch den Weltraum bewegt werde. Diese Vermuthung wurde neuerlich durch die spektroskopische Beobachtung bestätigt, wonach sich die vier hellsten der genannten fünf Bärensterne auch in der Richtung unserer Gesichtslinie in demselben Sinne und mit derselben Geschwindigkeit (ca. 30 Kilometer in der Sekunde) gemeinschaftlich fortbewegen. Die Richtung der Bewegung dieser Sterne in der Gesichtslinie ist auf uns gezielt, sie verringert also die Entfernung dieser hellen Sterne (sämmlich zweiter Größe) von uns in jeder Sekunde um ca. 30 Kilometer oder um $\frac{1}{3}$ Sonnenfernen im Jahre; die gemeinschaftliche seitliche Bewegung dieser Sterne im Raume beträgt dann $\frac{2}{3}$ Sonnenfernen. Der riesigen Geschwindigkeit, mit der sich uns diese hellen Bärensterne fortwährend nähern, steht aber ihre jetzige ungeheure Entfernung gegenüber. Sie beträgt nach Höfler's Rechnung $12\frac{1}{2}$ Millionen Sonnenfernen, so daß unser engeres Weltsystem Sonne—Erde von jenen Sternen gesehen, nur unter dem minimalen Winkel von $\frac{1}{60}$ Bogensekunde erscheinen würde. Das sind so unfassbar große Entfernungen, daß selbst das Licht dieser Sterne immer erst nach mehreren Menschenaltern unsere Erde erreicht. Zweihundert Jahre braucht nämlich das Licht, um von jenen hellen Sternen zu uns zu gelangen, und wir sehen sie daher jetzt in dem Zustande, in dem sie sich vor zwei Jahrhunderten befunden haben. Auch die Größe dieser Sterne ist, selbst im Vergleich zu unserer Sonne und dem noch zwanzig Mal größeren Stern Sirius eine ungeheure. Sie ergiebt sich nämlich als das vierzigfache von der Größe des Sirius (der hellste jetzt am Abendhimmel sichtbare, dem Orion folgende Stern). Ungeheuer, auch im Vergleich zu anderen Sternensystemen, ergiebt sich aber auch die Entfernung dieser gemeinschaftlich den Raum durchreisenden Sterne untereinander. Die beiden äußeren Glieder des Systems, die Sterne β und ζ , stehen selbst 4 Millionen Sonnenfernen von einander ab, oder ihre Entfernung von einander erreicht nahe ein Drittel ihres Abstandes von uns. Zwei Menschenalter braucht also selbst das Licht, um von dem einen dieser Sterne nach dem anderen zu gelangen, und dennoch werden sie durch eine unbekannt, gemeinschaftliche Kraft mit jener ungeheuren Geschwindigkeit nach derselben Richtung durch den Weltraum getrieben. —

Technisches.

— Der Zerograph. In den letzten Wochen haben im Telegraphie-Ingenieur-Bureau des Reichs-Postamts eingehende Versuche mit einem von dem Ingenieur Leo Kamm erfundenen neuen Apparat, dem Zerographen, stattgefunden, welche überraschende Resultate ergeben haben. Der Apparat ähnelt einer Schreibmaschine, unterscheidet sich aber von allen bestehenden Telegraphen-Apparaten dadurch, daß er vollständig automatisch arbeitet und keinerlei Bedienung erfordert. Der Synchronismus ist automatisch, irgend welches Uhrwerk ist am Apparat nicht vorhanden. Die Tragweite der Erfindung ist ohne weiteres klar. Die Reichs-Posttelegraphie oder jeder Privattheilhaber kann Depeschen in jedem Augenblick übermitteln, ohne daß an der

empfangenden Stelle jemand zur Bedienung des Apparates anwesend zu sein braucht. Eine weitere überaus wichtige Eigenschaft des Zerographen ist es, daß er an jede Telephonleitung eingeschaltet werden kann, ohne daß der Telephonbetrieb irgendwie beeinträchtigt wird. Die Versuche, welche auf dem Telegraphen-Ingenieur-Bureau angestellt wurden, sind höchst eingehender Natur gewesen. Die Apparate sind zunächst auf kurzen Distanzen, dann auf einer Schleifenlinie von 180 Kilometer Länge, und zwar mit einer Stromstärke von nur 20 Volt mit hohen Widerständen gearbeitet worden. Bei der Einschaltung in das Berliner Telephonnetz sind Widerstände von 500 Ohm verwandt worden. Der Zerograph ist ein Typendruck-Apparat von denkbar einfachster Konstruktion und von großer Widerstandsfähigkeit. Seine Bedienung erfordert für die Uebersetzung der Depeschen keinerlei Vorbildung, kann vielmehr von jedem, der das Alphabet kennt, vorgenommen werden. Der empfangende Apparat bedarf gar keiner Bedienung. Im übrigen mag noch auf etwas hingewiesen werden, was vielleicht von allergrößter Bedeutung für die Zukunft sein wird. Der Zerograph ist für die Funken-Telegraphie, das heißt, für die Telegraphie ohne Draht brauchbar. — Die vorstehende Notiz beruht auf Mittheilungen des Erfinders. In wie weit sich seine Träume erfüllen werden, muß abgewartet werden. Ein ähnlicher Apparat wurde vor ungefähr einem halben Jahre in Berlin gezeigt. Das Geschrei war gerade so groß, und hintennach war es — rein nichts. —

Humoristisches.

— Salomonisches Urtheil. „Ist Madeln in jedem Falle gesund, Herr Doktor?“

„Nein?“

„Und in welchem Falle ist es schädlich?“

„In dem Falle, gnädiges Fräulein, bei welchem man die Knochen bricht.“ —

— Berstret Professor: „Warum kommt Ihr Vater nicht selbst?“ — Schüler: „Mein Vater ist todt, Herr Professor!“ — Professor: „Aum, dann Ihre Mutter?“ — Schüler: „Die ist auch schon todt.“ — Professor: „So, so — dann haben Sie wohl gar keine Eltern mehr?“ —

(Lust. Bl.)

— Splitter. Wenn sich eine Dame etwas Neues auf den Kopf setzt, setzt sich's die andere gleich in den Kopf. —

Vermischtes vom Tage.

— In Mauern wollte der Staatssekretär des Answärtigen in seiner vorgestrigen Rede die Makkabäer machen. Er erzählte von ihnen, sie hätten in der einen Hand die Kelle, in der anderen die Waffen gehabt. Herr von Bülow hat sich da geirrt. Die so thaten, das waren Esra und seine Leute und sie lebten mehrere hundert Jahre vor den Makkabäern. Die Makkabäer waren tüchtige Kämpfer, aber gemauert haben sie nie. —

y. In dem Dorfe Weinböhla bei Dresden begoß sich eine junge Frau nach einem ehelichen Zwist mit Petroleum und verbrannte sich unter dem Fenster des Arbeitszimmers ihres Mannes. —

— In Groß-Sisbeck (Braunschweig) hat eine Magd ihr heimlich geborenes Kind verbrannt. Sie soll schon früher ein Kind in einen Düngerhaufen vergaben haben. —

— Ein Turnverein in St. Ingbert wollte ein Stück aufführen, in dem ein Student ein Mädchen küßt. An dieser schrecklichen Unsitte aber nahm der Herr Kaplan bei der Probe Anstoß und suchte die Aufführung auf alle mögliche Weise zu hintertreiben. Man stelle sich die Freude in der Hölle vor, als ihm das nicht gelang! —

— Das Kabel von Emden nach Vigo ist unterbrochen. Die Fehlerstelle ist vermutlich im Kanal; das Kabel ist wahrscheinlich durch einen schleppenden Anker eines in Sturmesnoth befindlichen Schiffes zerrissen worden. —

— In Rußland wird beabsichtigt, als Unterrichtsgegenstand für Mittelschulen Gesundheitslehre einzuführen. Ein zu diesem Zweck ausgegearbeiteter Plan ist bereits mehreren Anstalten zur Begutachtung und Erprobung zugegangen. —

— Ein 98jähriger Muselman in Trapezunt, der von seiner 70jährigen Frau getrennt lebt, verliebte sich in die jugendliche Gattin seines Nachbarn. Als diese ihn nicht erhörte, suchte er sich mit seiner Frau zu versöhnen, wurde aber auch hier abgewiesen. Um sich zu rächen, ermordete er sie beide. —

— In Peking wird die Errichtung einer Universität geplant mit zehn Fakultäten: Astronomie und Mathematik, Erdkunde, Philosophie und Religion, Politik, Literatur und fremde Sprachen, Kriegswesen und Marinewesen, Landwirtschaft, Technologie, Handelswesen, Medizin. —

— In den nördlichen Distrikten von Argentinien wurden durch Erdstöße viele Gebäude zerstört. Tausende sind obdachlos. —